

Autobiographie als Apologie

Rhetorik der Rechtfertigung bei Baldur von Schirach, Albert Speer, Karl Dönitz und Erich Raeder



Roman B. Kremer, *Autobiographie als Apologie. Rhetorik der Rechtfertigung bei Baldur von Schirach, Albert Speer, Karl Dönitz und Erich Raeder*, Göttingen 2017 (Vandenhoeck & Ruprecht), 378 S.

Roman B. Kremer untersucht vier Autobiografien von zentralen Funktionsträgern der NS-Diktatur: Baldur von Schirachs „Ich glaubte an Hitler“, Albert Speers „Erinnerungen“, Karl Dönitz' „Mein wechselvolles Leben“ sowie Erich Raeders „Mein Leben“. Erklärtes Ziel der Studie ist die Beantwortung der Frage, warum und mit welcher apologetischen Technik es insbesondere

Albert Speer gelang, sowohl die deutsche Öffentlichkeit als auch die Geschichtswissenschaft von der eigenen Lesart der Ereignisse und der Deutung der eigenen Rolle im Dritten Reich zu überzeugen. Denn die Autobiografien aller anderen Genannten waren frühzeitig als Apologien enttarnt und als Geschichtsklitterungen kritisiert worden. Auch ein kommerzieller Bucherfolg war ihnen, im Gegensatz zu Speers 1969 publiziertem Bestseller, nicht beschieden. Erst allmählich, vor allem durch die kritischen Biografien Matthias Schmidts und Magnus Brechtkens, ist das geschichtliche Bild Speers korrigiert worden. Doch, worauf Kremer abschließend hinweist, hält sich Speers Apologie weitgehend hartnäckig gegen wissenschaftliche Korrekturbemühungen: Noch immer gilt er zumindest in Teilen der Öffentlichkeit als der unpolitische Technokrat, als fehlgelenkter Künstler oder sogenannter guter Nazi.

Wie aber konnte Albert Speer die eigene Rolle als Rüstungsminister, verantwortlicher Mitorganisator der Zwangsarbeit und auch Mitwissender des Holocaust auf seine Tätigkeit als Hitlers Architekt verengen und reduzieren? Es ist die große Stärke der vorliegenden Studie, aber manchmal auch eine Schwäche, dass Roman B. Kremer die Antwort aus der publikumswirksamen Autobiografie Speers selber herauszuarbeiten versucht. Akribisch konzentriert auf eine rhetorische Analyse, legt der Autor eine kenntnisreiche und scharfe Abrechnung mit vier autobiografischen Selbstinszenierungen vor. Mithin ist es sogar überaus fesselnd, Kremer durch seine präzisen und akribischen Hin- und Her-Wendungen einzelner Textpassagen, seine Aufdeckung rhetorischer Tricks oder ihre Verortung in der Geschichte der Rhetorik bis hin in die klassische Antike zu folgen. Selbst Klappentexte, Bebilderungen und (pseudo-)wissenschaftliche Apparate der vier Bücher bezieht Kremer gelungen in die Analyse ein.

Die Studie glänzt gerade dort, wo sie keinen Baustein der vier behandelten Autobiografien auf dem anderen lässt. Kremer arbeitet – das ist der eigentliche Kern seiner Studie – rhetorische Paratexte der vier behandelten Autobiografien heraus: Schirachs „Ich glaubte an Hitler“, veröffentlicht 1967, folgt demnach dem Muster einer Konversionserzählung, wie bereits der Titel dieser Autobiografie andeutet. Zunächst dem Glauben an Hitler gänzlich verfallen, inszeniert

sich der Autor als langsam Erwachender, den ein Schlüsselereignis schließlich zur inneren Abkehr von Hitler und zur Läuterung bewegt. Die Autobiografien Raeders und Dönitz', veröffentlicht 1956/57 und 1968, werden demgegenüber als reine Rechtfertigungsschriften (Kontinuitätsbiografien) enttarnt, die weder eine Läuterung beschreiben noch die Frage der persönlichen Schuld und Mitverantwortung selbstkritisch behandeln. Zudem, und das schränkte schon ihren zeitgenössischen Rezeptionsradius ein, waren diese Autobiografien gänzlich an ein (militärisches) Publikum adressiert, das – zumindest aus der Sicht der Verfasser – von der eigenen Unschuld ohnehin nicht mehr überzeugt werden musste.

Die Strahlkraft dieser autobiografischen Apologien war vergleichsweise gering, zumal auf das akademische Milieu. Speers Selbstinszenierung ist völlig anders, wie Kremer zeigen kann, und darin liegt ihr Erfolg mitbegründet: Nicht Rechtfertigung oder Läuterung, sondern vermeintlich permanente, unerbittliche Selbstanklage ist die zentrale apologetische Strategie des Textes (S. 204). Das erst suggeriert die Wissenschaftlichkeit. Nur so kann es Speer gelingen, die Reduktion der eigenen Rolle auf die eines bloßen Architekten rhetorisch glaubhaft zu betreiben: „Die Selbstanklage als künstlerisch fragwürdiger Architekt etabliert genau diese Leseweise der Rolle, während alternative Leseweisen, in denen die Organisation der Judendeportationen aus Berlin oder die Beteiligung am Kunstraub zur Sprache kommen könnten, in den Hintergrund gedrängt werden. Die Anklage des effizienten, rein unpolitischen Organisators ignoriert alternative Anklagemöglichkeiten, die sich auf die unter grausamsten Verhältnissen stattfindende Zwangsarbeit oder auf den vom Rüstungsminister Speer genehmigten Ausbau von Auschwitz zur größten Todesfabrik der Menschheitsgeschichte richten könnten“ (S. 249). Speers Apologie zeitigt ihre Wirkung demnach, indem ihr durch distanzierte „Scheinanklage“ die „Arena zu markieren [gelingt], innerhalb derer die Schuldfrage verhandelt wird, sei es architektonische Ästhetik, an menschlichen Erwägungen nicht interessiertes Technokratentum oder die unpolitische Freundschaft zu Hitler“ (S. 213).

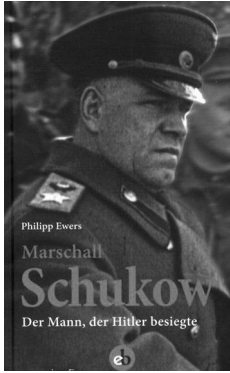
Gibt die rhetorische Analyse der vier Autobiografien am Ende jene klare Antwort auf die Frage, warum nun ausgerechnet Speers Apologie langfristig so wirkmächtig sein konnte, wie Kremer selbstbewusst in Aussicht stellt? Zweifelsfrei zeigt diese Studie den großen Gewinn auf, den eine derart akribische Textanalyse für die Geschichtswissenschaft erzielen kann; Historikerinnen und Historiker sind – eine Selbstkritik, die sich bei der Lektüre dieser Studie erhellend aufdrängt – in Sachen Rhetorik vielleicht tatsächlich viel zu wenig geschult. Nun immerhin liege, betont Kremer in seinem Fazit, das insgesamt etwas kurz geraten scheint, „eine plausible Erklärung dafür vor, dass selbst namhafte Historiker trotz neuer Forschungsergebnisse so beharrlich auf ihrem Glauben an Wahrhaftigkeit und Referenzialität der Speer'schen Selbstinszenierung beharrten – es war der Glaube an ihre eigene Version der Ereignisse, zu der sie vermeintlich in kritischer Auseinandersetzung mit Speers Version gelangt waren“ (S. 359). Erklärungen und Antworten, die außerhalb der behandelten

Texte liegen, gewissermaßen mehr zur politischen Kultur der Nachkriegszeit und der Bundesrepublik fallen oder die Netzwerke der akademischen und verlegerischen Zunft nach 1945 berühren, spielen in Kremers Studie allerdings kaum eine Rolle und werden nur entfernt einbezogen. Selbst die gestaltende Rolle des Verlegers Wolf Jobst Siedler und des Lektors Joachim Fest sind im Falle der Speer-Autobiografie nur Randnotizen (u. a. S. 133 und 143).

Dass der Blick vollkommen auf die Texte selbst fokussiert bleibt, ist aber nicht unproblematisch, wie ein streitbarer Verweis Kremers auf Hitlers „Mein Kampf“ zeigen mag: Dass „der Text auch außerhalb seines ursprünglichen Kontextes noch heute eine große Leserschaft findet – im Frühjahr 2016 führte ‚Mein Kampf‘ in der neu veröffentlichten, kritisch kommentierten Ausgabe des Münchner Instituts für Zeitgeschichte sogar über Wochen hinweg die Spiegel-Bestsellerliste in der Kategorie Sachbuch an“ (S. 17) –, scheint Kremer anzudeuten, lasse sich aus dem Text selbst erklären. Entscheidend für den kommerziellen Erfolg des kommentierten IfZ-Nachdrucks sind eher historisch herzuleitende Gründe – die propagandistische Verwertung und Mythisierung des Textes in den 1930er-Jahren, aber noch mehr die Anziehungskraft des Verfemten, welche durch die erschwerte Zugänglichkeit nach 1945 sukzessive befördert wurde. Man könnte gegen Kremer folglich einwenden, nicht die Speer-Autobiografie selbst, sondern ihre Verortung im erinnerungspolitischen Klima der Bundesrepublik sei die entscheidende Aufgabe. Magnus Brechtken, der den Speer-Mythos vom unpolitischen Technokraten zuletzt gelungen entzauberte, formuliert mit Blick auf die verlegerische Leistung: „Statt des Täters, wie ihn die Quellen offenbaren, präsentierte Fest und Siedler der deutschen und internationalen Öffentlichkeit ihren Wunsch-Speer. Das Ergebnis war ein Phantasie-Protagonist, dessen Eigenschaften aus den Bedürfnissen der Gegenwart formuliert wurden.“¹ Doch über die Bedürfnisse dieser Gegenwart, für die jene vier Autobiografien mithin konzipiert und geschrieben wurden, erfährt man in Kremers Studie recht wenig.

André Postert, Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung an der Technischen Universität Dresden, 01062 Dresden.

1 Magnus Brechtken, *Albert Speer: eine deutsche Karriere*, München 2017, S. 578.



Philipp Ewers, Marschall Schukow. Der Mann, der Hitler besiegte. Die Biographie, 3. Auflage Berlin 2017 (Edition Berolina), 355 S.

Philipp Ewers lautet das Pseudonym eines 1960 geborenen Historikers, Slawisten und politischen Publizisten, der in den letzten Jahren bereits mit Biografien Felix Dzerschinskis und Wjatscheslaw Molotows sowie mit einer gleichermaßen engagierten wie einseitig-polemischen Darstellung der aktuellen russischen Außen- und Sicherheitspolitik unter dem Titel „Putin verstehen?“ (Berlin 2015) bekannt geworden ist. Die eindeutige Positionierung des sich als engagierter Anwalt der russischen

Gegenwartspolitik verstehenden politischen Publizisten wird gleich eingangs im Vorwort überdeutlich, wo der Autor seinen Gegenwartshelden, den „Erretter Russlands aus dem Chaos westlicher Überfremdung der Jelzin-Jahre – jener „neuerlichen smuta“ – feiert. Wir erfahren auch sogleich, wer mit dieser Apotheose gemeint ist: „Im Bereich des Zivilen, aber auch der Geopolitik ein würdiger Nachfolger Schukows: Wladimir Putin.“ Nun ist jenseits aller an den unterschiedlichsten Stellen des Textes anzutreffenden tagespolitischen Abschweifungen zu allen möglichen (und unmöglichen) Themen jener sowjetische Kriegsheld des Zweiten Weltkriegs sein erklärter Gegenstand. Dazu versprechen uns Vorwort und Klappentext des Buches „auf der Basis neuester geschichtswissenschaftlicher Erkenntnisse zu Schukow“ eine Neubewertung, die „seine Verdienste und Schwächen im Kontext der historischen Situation beleuchtet [...] und so die Grundlage für die künftige Beschäftigung mit dieser legendären und umstrittenen Persönlichkeit“ legt.

Man muss dem Autor attestieren, dass er durchaus kein unkritisches oder über Gebühr geschöntes Portrait seines Protagonisten zeichnet. Er korrigiert das von Schukow in seinen im Jahre 1969 publizierten Erinnerungen selbst gezeichnete Bild einer stark proletarisch gefärbten sozialen Herkunft. Sein Fronteinsatz als Kavallerieunteroffizier im Ersten Weltkrieg fällt trotz zweier St.-Georgs-Kreuze mit gerade einmal fünf Wochen Dauer eher bescheiden aus. Im anschließenden Bürgerkrieg währt sein Kampfeinsatz rund ein halbes Jahr, dem sich ein gut einjähriger Einsatz gegen die Bauernrevolte der Antonow-Brüder im Tambower Gebiet anschließt. Die folgenden Kapitel behandeln Schukows weitere militärische Karriere als Kavallerieoffizier in der Roten Armee, über den Regiments- (1923) und Divisionskommandeur (1933), den zeitweiligen Gehilfen des Kavallerieinspektors Budjonny bis zu seinem ersten Kriegseinsatz im Sommer 1939 als Korpskommandeur gegen die japanischen Truppen am Chalchin Gol in der Mongolei, wobei sich Schukows vermeintlicher Löwenanteil am damaligen Erfolg, der zeitgenössischen Berichterstattung folgend, deutlich zugunsten Grigorij Schterns, des damaligen Chefs des Transbaikal-Militärbezirks, und dessen Stabschef relativiert findet. Ewers ergänzt jene Abschnitte der 1920er- und

1930er-Jahre um allgemeine Betrachtungen zur Entwicklung der Wehrstruktur, der sowjetischen Militärtheorie und zur Rüstungskonzeption des Landes in diesem Zeitabschnitt.

Nach einem gut halbjährigen Zwischenspiel als Befehlshaber des grenznahen Kiewer Militärbezirks im Frühsommer 1940 beginnt für den klassischen Troupi-er ohne Generalstabsausbildung mit der Ernennung zum Generalstabschef der Roten Armee Anfang Februar 1941 im Grunde schon seine Weltkriegskarriere im ständigen Kontakt zu seinem „Höchstkommandierenden“ Josef Stalin. Im unmittelbaren Vorfeld des 22. Juni 1941 behandelt Ewers auch jenen im Zusammenhang mit der Präventivkriegsdiskussion viel zitierten „Schukow-Plan“ von Mitte Mai 1941 und dessen Vorläufer unter Schukows Vorgänger Merezkow. Er charakterisiert ihn als lediglich „denkbare Re-Aktion[en] auf den unübersehbaren und seit Dezember 1940 angelaufenen deutschen Aufmarsch“ und bezweifelt, ob der Plan Stalin überhaupt jemals vorgelegen habe (S. 141). Schukows Tätigkeit im Krieg – schon Ende Juli verliert er wieder den Posten des Generalstabschefs – zeichnet Ewers aus einer durchaus kritischen Perspektive im Spiegel von Schukows Memoiren und bringt dabei nicht wenige Korrekturen an dessen Selbstbild an; beginnend mit dem Kiew-Debakel vom September über die so überlebenswichtige Verteidigung von Leningrad und Moskau Ende 1941 bis zu den insgesamt drei verlustreich gescheiterten Rschew-Wjasma-Operationen des Jahres 1942. Seine tatsächliche Rolle bei der ausführlich beschriebenen Stalingrad-Operation 1942/43 wird aus Ewers Darstellung nicht recht deutlich; es war wohl die erfolgreiche Entsatzoperation für das bis dato eingeschlossene Leningrad vom Januar 1943, die Schukow die Beförderung zum „Marschall der Sowjetunion“ bescherte. Die zweite Kriegsphase ab dem Frühjahr 1943 sieht ihn wesentlich als ersten Stellvertreter Stalins im Hauptquartier, der „Stawka“, und als Chefkoordinator der Abfolge jener bis zum Herbst 1944 bis an die deutsche Reichsgrenze vorgetragenen Offensivoperationen der Roten Armee. Im November desselben Jahres wird er als Nachfolger Konstantin Rokossowskijs Befehlshaber der aus der Warschauer Richtung in das Zentrum Deutschlands zielenden 1. Weißrussischen Front, der auch die Einnahme Berlins obliegt, wobei Ewers auch auf die Anfangsprobleme der Offensive auf Berlin an den Seelower Höhen eingeht. Bei der politisch-militärischen Bewertung dieser letzten Kriegsmonate zwischen dem September 1944 und dem Mai 1945 demonstriert er uns wiederum seine durchgehend einseitige, traditionell „sowjetische“ Sichtweise. Eine militärische Hilfeleistung für die nationalpolnischen Aufständischen im Warschau des Spätsommers 1944 sei aus rein militärischen Gründen ausgeschlossen gewesen – gegenteilige Einwände „von westlicher Seite“ seien stets „ebenso verlogen wie perfide“ (S. 230). Bei der Frage nach den Gewalttaten von Rotarmisten auf deutschem Territorium in der letzten Kriegsphase konstatiert der Autor ein „gemeinsames Ziel von Nazipresse und Westblockpresse“ bei den „herbeigefaselten“ Opferzahlen, die er „eher im vierstelligen Bereich als im fünfstelligen“ ansiedelt, wobei es sich für Berlin im Hinblick auf Vergewaltigungen des Jahres 1945 „selbst bei einer zu vermutenden Dunkelziffer um ein paar Dutzend Fälle

gehandelt“ habe. Angesichts dessen, so der Autor, könne man nur noch „mit dem Kopf schütteln und sich Fragen über den Geisteszustand westlicher Historiker stellen“, zumal man im Vergleich dazu „von mindestens zehn Millionen vergewaltigter Sowjetbürgerinnen ausgehen“ müsse (S. 235 f., 238). Selbstredend fehlt bei Ewers auch nicht der Hinweis auf das „fast schon an Menschenraub grenzende Verfahren“ der US-amerikanischen Seite, beispielsweise bei der kurzzeitigen Besetzung Jenas im Frühjahr 1945 und der „Ausschlachtung“ der dort ansässigen optischen Betriebe (Schott und Zeiss).

Schukows Nachkriegskarriere beginnt mit seinem größten öffentlichen Triumph, der Abnahme der Moskauer Siegesparade am 24. Juni 1945 anstelle seines „Höchstkommandierenden“ Stalin. Schon im Jahr darauf folgt sein jäher Sturz. Vom Chef der sowjetischen Militäradministration in Deutschland und Oberkommandierenden der Landstreitkräfte der Sowjetarmee wird er im Juni 1946 als Befehlshaber des Militärbezirks Odessa – und danach im Ural – in die militärische Provinz verbannt, wofür Ewers ausführlich die Gründe nennt. Der noch kurz zuvor so öffentlich gefeierte Kriegsheld verschwindet bis zum Tode Stalins praktisch in der Versenkung, bis er unmittelbar darauf nach Moskau auf den Posten eines stellvertretenden Verteidigungsministers (unter Bulganin) zurückgerufen wird. Mit der konspirativ organisierten Ausschaltung Berijas, bei der Schukow eine wichtige Funktion zukommt, verlieren die Truppenverbände des Staatssicherheitsapparats ihre dominante innenpolitische Rolle zugunsten der regulären Streitkräfte. Namentlich in der öffentlichen Wahrnehmung wird „Schukow so zum Symbol der gesteigerten Bedeutung der Armee in der politischen Sphäre“ (S. 269). Und seine politische Karriere setzt sich fort und erreicht ihren Höhepunkt Anfang 1955 mit der Ablösung Nikolaj Bulganins als Verteidigungsminister sowie der Wahl ins Parteipräsidium.

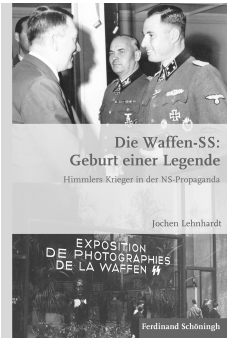
In seine gut zweieinhalbjährige Dienstzeit an der Spitze der Armee fällt als ein zentrales Ereignis der Ungarnaufstand vom Herbst 1956. Wiederum lesen wir bei Ewers bei der Deutung dieses Ereignisses jene alten Sowjetpropagandastanzen vergangener Tage, wobei er sich nicht scheut, Parallelen zum ukrainischen Maidan, zu Polen 1989 oder zum Zerfall Jugoslawiens zu ziehen. In allen Fällen waren es „westliche Provokateure und Exilfaschisten“ im Verein mit den auf „Fake News“ gepolten „Westblockmedien“ und deren „Propagandaschleudern“, die die abscheulichsten Gewalttaten gegen aufrechte „Funktionäre [...] Polizisten [...] und natürlich Sowjetsoldaten“ verübten (S. 291–293). Schukows „zweite Karriere“ unter dem gleichsam so egomanen wie undankbaren Nikita Chruschtschow endet schließlich im Herbst 1957 fast genauso abrupt wie seine erste unter Stalin ein gutes Jahrzehnt zuvor. Diesmal sind es seine angeblichen bonapartistischen Ambitionen, die ihn die politische Arbeit in den Streitkräften vernachlässigen lassen, damit die Einheit von Partei und Armee gefährden und ihm so den Garaus machen. Wie schon zuvor unter Stalin verschwindet der Kriegsheld für ziemlich genau sieben Jahre in der Versenkung, bis er 1965 unter der neuen Führung rechtzeitig zum 20. Jahrestag des Sieges über Deutschland wieder öffentlich in Erscheinung treten darf.

Die beiden letzten Kapitel sind vielleicht die interessantesten des ganzen Buches. Sie behandeln den „Pensionär und Memoirenschreiber“, seine wenigen Freunde und vielen Neider, die mühsame Entstehung seiner Memoiren im Laufe der 1960er-Jahre und den aufreibenden Kleinkrieg mit der staatlichen Zensur, ergänzt um Einschnitte seines Privatlebens. Abschließend versucht Ewers eine wertende Einordnung Schukows innerhalb der Spitzengeneralität des Zweiten Weltkriegs über alle Kriegsparteien hinweg und kommt zu dem Schluss, er sei „kein Militärgenie“ gewesen, sein Talent habe „in der Truppendisposition, nicht in der innovativen Kreativität“ gelegen. „Und sein rüder, grober bis brutaler Führungsstil hatte seinen Sinn in Kriegsphasen existentieller Krisen“ (S. 327 f.). Zu guter Letzt habe er im Unterschied zu seinen deutschen Gegenspielern das Glück gehabt, „unter einem sehr effizienten Oberkommandierenden zu dienen“. Somit war er, schließt Ewers, „in diesem Sinne tatsächlich Stalins General“ (S. 331).

Am Ende muss noch einmal auf die schon eingangs angesprochene obsessiv übersteigerte Sprache und Begrifflichkeit des Textes eingegangen werden, der sich der emotionalisierenden Versatzstücke der Propagandasprache des heißen wie des kalten Krieges bedient. Begriffe, die der Frontpublizistik Ilja Ehrenburgs entlehnt sein könnten, wie der vom „seit zwei Jahrtausenden gefürchteten Furor teutonicus“, von den „verbrecherischen Wehrmachtshorden“, den „Hakenkreuz-Kreuzrittern“, den „Leichenberge hinter sich herziehenden deutschen Soldatenbanden“ oder der „Generalstabsspionagebande“ (für Reinhard Gehlens FHO), dazu der „Schlattenschammes Lossburg“¹ (recte: Obstlt. v. Loßberg) durchziehen den gesamten Text. Auch die Gegenwart findet sich ähnelnd gezeichnet. Alles, was mit dem Attribut „Westen“ oder „westlich“ versehen und in Umkehrung zum untergegangenen „Ostblock“ als „Westblock“ identifiziert wird, findet sich in der Psychologie einer zuweilen schon paranoiden Wagenburgmentalität konfrontiert, die dem Leser ständig die Meinung des Autors zu allen möglichen tagespolitischen Themen der Welt von heute präsentieren möchte. Daneben steht Ewers, um auf sein Kernthema zurückzukommen, auch mit der korrekten Anwendung der militärischen Fachterminologie auf Kriegsfuß. Zu Letzterem gehört u. a. wohl auch, dass er uns bei den blutigen Armeesäuberungen der 1930er-Jahre die Anzahl der Opfer mit sage und schreibe „16 Kommandeuren im Generalsrang“ (S. 71) angibt. Nebenbei erwähnt sei nur, dass er an mehreren Stellen seines Buches von der „Ermordung von 50 Millionen Sowjetbürgern“ (u. a. S. 283) im Laufe des Krieges spricht. All dies und manches mehr, was sich an sachlichen Widersprüchen und militärfachlichen Ungereimtheiten noch anführen ließe, entwertet den publizistischen und weit mehr noch den wissenschaftlichen Anspruch eines Buches, das zudem auf alle belegenden Anmerkungen und Literaturangaben verzichtet.

Manfred Zeidler, Böttgerstr. 2, 60389 Frankfurt a. M.

1 Aus dem Jiddischen für einen einfachen Synagogendiener für niedere Arbeiten.



Jochen Lehnhardt, *Die Waffen-SS: Geburt einer Legende. Himmlers Krieger in der NS-Propaganda*, Paderborn 2017 (Ferdinand Schöningh), 629 S.

Die Waffen-SS hat im letzten Jahrzehnt in Deutschland erhebliches Forschungsinteresse geweckt. Eine ganze Reihe von Monografien ist entstanden, die das bisherige Bild ausdifferenziert, erweitert und vertieft haben. Weil Himmlers Schutzstaffel die Verkörperung der inhumanen NS-Ideologie schlechthin darstellte und auch Teile der Waffen-SS unmittelbar dem völkermordenden Vernichtungsapparat angehörten, fällt es etlichen Historikern jedoch immer noch schwer, sich unvoreingenommen mit der Waffen-SS zu beschäftigen und ergebnisoffen über sie zu forschen. Auch in der vorliegenden Arbeit, die an der Universität Mainz als Dissertation entstanden ist, drängt sich mitunter dieser Eindruck auf.

Jochen Lehnhardt geht in seiner Studie vor allem der Frage nach, „wie intensiv die Propaganda um die Waffen-SS in der Zeit des Dritten Reiches sowohl insgesamt als auch in den einzelnen Kriegphasen gewesen ist und ob die Waffen-SS dabei tatsächlich [...] als eine militärische wie ideologische Elitetruppe dargestellt worden ist“ (S. 17). Überzeugend stellt er dar, dass die SS-Propaganda-Kompanie den Kriegsbericht-Einheiten der Wehrmacht organisatorisch deutlich überlegen und auch technisch sowie personell erstklassig ausgestattet war. Während sich die Waffen-SS zu Beginn des Krieges gegenüber der Wehrmacht propagandistisch noch nicht in den Vordergrund spielte und zunächst eher bescheiden auftrat, erlangte sie vor allem in der zweiten Kriegshälfte in fast sämtlichen Medien immer größeres Gewicht. Das spiegelte sich auch in der Zahl der Kriegsberichterstatter wider: 46 Filmberichtern der Waffen-SS standen Anfang 1945 nur 85 Filmberichterstatter des Heeres gegenüber (S. 144). Dabei war allein das Feldheer zu dieser Zeit personell fast fünfmal so groß wie die Waffen-SS.¹ Ab Ende 1944 wurde diese als „Elitetruppe“ zuweilen sogar über die Wehrmacht gestellt und ihr „Geist“ als Vorbild für die anderen Wehrmachtteile präsentiert (S. 486).

Zu Lehnhardts Studie ist zunächst kritisch zu bemerken, dass nicht nur ein sprachliches Lektorat wünschenswert gewesen wäre, um die zahlreichen Ausdrucks-, Grammatik- und Schreibfehler zu korrigieren.² Auch eine inhaltliche Durchsicht durch einen Spezialisten für Militärgeschichte hätte man der Arbeit gewünscht. Denn in vielerlei Hinsicht offenbart sie mangelnde Kenntnisse der Geschichte von Wehrmacht und Waffen-SS:

- 1 Burkhardt Müller-Hillebrand, *Das Heer 1933–1945. Entwicklung des organisatorischen Aufbaues*, Band 3, Frankfurt a. M. 1969, S. 251.
- 2 Auffällig ist auch die falsche Schreibweise verschiedener Namen: So finden sich neben einer einmaligen richtigen Angabe des Namens von Hitlers Mentor Dietrich Eckart (S. 274) auch „Eckard“ (S. 155) und „Eckhard“ (S. 156, 626). Und der Autor des berühmten Romans „Die Wohlgesinnten“ heißt nicht „Litell Hart“ (S. 464, Anm. 1306), sondern Jonathan Littell.

1. *Militärische Begriffe*: Fast durchgehend bezeichnet Lehnhardt die SS-Divisionen als „Einheiten“. Bei der Wehrmacht wurden aber nur Truppenteile bis zur Größe eines Regiments als Einheiten bezeichnet, alles andere waren Verbände.³ Die wiederholte Bezeichnung von Gunter d'Alquen als „Kommandant der SS-PK“ ist ebenso falsch. Eine Kompanie hat einen Chef oder Führer, keinen „Kommandant“.

2. *Militärische Formationsgeschichte*: Für seine Analyse hat Lehnhardt eine falsche Unterkategorie gebildet: Um zu prüfen, ob in der Presse immer wieder auf die „außergewöhnliche Ausrüstung“ der Waffen-SS hingewiesen wurde, hat er nach „Aussagen über bei den SS-Einheiten vorhandene Spezialabteilungen wie etwa Pioniere oder zur Aufklärung“ gesucht (S. 336). Eine Ausstattung mit Pioniereinheiten ist dafür jedoch kein Kriterium, da beispielsweise auch jede reguläre Infanterie-Division des Heeres über ein Pionier-Bataillon verfügte.⁴

3. *Kampfwert einer Truppe*: „Die Siege der Waffen-SS“, so Lehnhardt, „beruhen im Wesentlichen auf der guten Ausrüstung ihrer Kerneinheiten mit schweren Waffen oder auf der ihr von der Führung zugewiesenen Rolle in den Schlachten, also traditionellen Voraussetzungen für einen militärischen Erfolg“ (S. 78 f.). Diese Aussage lässt entscheidende Faktoren, die für den Kampfwert einer Truppe ausschlaggebend sind, außer Acht, etwa ihre personelle Zusammensetzung (körperliche Auslese, Motivation, Alter), ihre Kampfmoral, ihre Ausbildung sowie ihre Versorgung. An anderer Stelle schreibt Lehnhardt, nur die Panzerdivisionen der Waffen-SS hätten „in den letzten Kriegsjahren eine dem elitären Anspruch der SS entsprechende Bewaffnung“ (S. 281) gehabt. Der Autor suggeriert damit, dass eine „Elitedivision“ mit Panzern ausgestattet sein musste, und übersieht, dass die Angehörigen der Fallschirmjägerdivisionen in der Öffentlichkeit und im Selbstverständnis mindestens genauso als „Elite“ galten wie die Waffen-SS – ohne über Panzer zu verfügen.

4. *Auszeichnungs- und Befobigungssystem der Wehrmacht*: Lehnhardt stellt fest, dass sich im Wehrmachtbericht ab 1943 „Meldungen über herausragende Taten von SS-Verbänden“ gehäuft hätten (S. 449) und die Waffen-SS dort überproportional häufig genannt worden sei (S. 326). Dabei wirkt befremdlich, dass der Autor selbst einräumt, er habe den Wehrmachtbericht gar nicht in seine Untersuchung einbezogen (S. 327). Er lässt zudem außer Acht, dass zumindest die namentlichen Nennungen von Einzelpersonen und Verbänden beantragt und von Heeresdienststellen befürwortet werden mussten.⁵ Dementsprechend wurde die Waffen-SS bei der Nennung konkreter Verbände im Wehrmachtbericht

3 Der Neue Brockhaus. Allbuch in vier Bänden und einem Atlas, 2. Auflage Leipzig 1941–1942; bestätigt am 6.4.2018 durch Alfred Stelter, 1943 Hauptmann und Chef der 1. Kompanie des Pionier-Bataillons 292, in einem Telefongespräch mit dem Verfasser.

4 Veit Scherzer, Deutsche Truppen im Zweiten Weltkrieg, Band 1, Ranis 2007, S. 103.

5 Erich Murawski, Der deutsche Wehrmachtbericht 1939–1945. Ein Beitrag zur Untersuchung der geistigen Kriegführung, Boppard 1962, S. 86–89, 144.

keineswegs bevorzugt. Die beiden am häufigsten ausdrücklich im Wehrmachtbericht erwähnten SS-Divisionen waren die „Totenkopf“ und die „Wiking“ mit jeweils vier namentlichen Nennungen. Eine ganze Reihe von Verbänden der Wehrmacht wurde häufiger genannt, beispielsweise die 7. Panzerdivision siebenmal, die Division „Großdeutschland“ sechsmal und die 46. Infanterie-Division fünfmal.⁶

An anderer Stelle schreibt der Autor, „Ehrungen der SS-Kommandeure“ durch die Verleihung der höchsten Stufen des Ritterkreuzes seien „oftmals ausdrücklich als eine Würdigung der ihnen unterstellten SS-Verbände dargestellt worden“ (S. 455). Das war beim Heer aber nicht anders. Und wenn Lehnhardt etwa meint, die SS-PK habe „fast standardmäßig behauptet, der Erfolg von SS-Soldaten habe auf ihrem eigenen Entschluss“ beruht, und dabei auf Berichte über Ritterkreuzträger verweist (S. 365 f.), so ist ihm offensichtlich nicht bekannt, dass die Voraussetzung für die Verleihung dieser Auszeichnung auch bei Mannschaften und Unteroffizieren sowie Offizieren des Heeres auf der unteren und mittleren Führungsebene eine Tat war, die „aus eigenem Entschluss“ vollbracht wurde – und sich diese obligatorische Floskel daher auch beim Heer in jedem entsprechenden Verleihungsvorschlag findet.⁷

5. *Operationsgeschichte der Waffen-SS*: Die immer wieder offenbar werdende mangelhafte Kenntnis der Operationsgeschichte der Waffen-SS ist Lehnhardt nur teilweise vorzuwerfen, da eine wissenschaftlich fundierte und umfassende Untersuchung zur Operationsgeschichte der Waffen-SS bislang fehlt.⁸ Auch die umfangreiche Studie von Jean-Luc Leleu hat dieses Manko nicht ausgeglichen, da sie zu viele Lücken und Schwächen aufweist.⁹ So konzentriert sich Leleu fast ausschließlich auf die Kämpfe in Westeuropa 1944 und nimmt die Ostfront kaum in den Blick. Zudem stellt er viele Thesen auf, die bei einer kritischen Untersuchung fraglich erscheinen und zum Teil unhaltbar sind. Dazu gehört etwa die – auch von Lehnhardt übernommene – Behauptung, Hitler habe die SS-Divisionen als „strategische Reserve“ nicht verausgaben wollen und sie deshalb immer wieder absichtlich an ruhige Frontabschnitte verlegt, um sie zu schonen (S. 74). Diese Aussage ist in vielerlei Hinsicht irreführend und für etliche SS-Divisionen leicht zu widerlegen. So wurden beispielsweise die beiden klassischen Ostfront-Divisionen der Waffen-SS, „Totenkopf“ und „Wiking“, in der zweiten Kriegshälfte fast ununterbrochen an den Brennpunkten der Kämpfe eingesetzt und mitnichten öfter zur Auffrischung aus der Front gezogen als vergleichbare

6 Die Wehrmachtberichte 1939–1945, Band 3, München 1985, S. 833–858.

7 Siehe dazu Roman Töppel, Das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes und der Kampfwert militärischer Verbände. In: Zeitschrift für Heereskunde, 76 (2012), S. 180–190.

8 Erfreulicherweise bereitet Chris Helmecke am Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr gerade eine solche für die Panzerdivisionen der Waffen-SS vor. Ihr Arbeitstitel lautet: Waffen-SS im Fronteinsatz. Kriegführung und Kampfwert der SS-Panzerdivisionen 1939–1945. Betreut wird dieses Dissertationsprojekt durch Sönke Neitzel und Alaric Searle.

9 Jean-Luc Leleu, La Waffen-SS. Soldats politiques en guerre, Paris 2007.

Heeresdivisionen. Solche Unkenntnis ist indes kein Einzelfall. So bemerkt Lehnhardt, dass „erste Verweise auf das Vorhandensein von Panzern bei den SS-Verbänden“ in der Presse bereits 1939 aufgetaucht seien, „zu einer Zeit also, als in der Waffen-SS lediglich die ‚LAH‘ [„Leibstandarte SS Adolf Hitler“] über einige leicht gepanzerte Radfahrzeuge verfügte“ (S. 340). Diese Aussage ist in doppelter Hinsicht falsch, denn zum einen hatte auch die SS-Verfügungsddivision schon 1939 eine Aufklärungsabteilung mit Panzerspähwagen, zum anderen erhielt die Division „Totenkopf“ bereits Ende 1939 sechs Panzerkampfwagen 35 (t).¹⁰ Wahrscheinlich waren es diese Panzer, die in der Presse erwähnt wurden.

Balkanfeldzug: Anders als Lehnhardt schreibt (S. 292, 406), war die „Leibstandarte“ im Frühjahr 1941 noch keine Division, sondern eine motorisierte Brigade; zudem erhielt die Division „Das Reich“ erst im Frühjahr 1942 diesen Namen, während sie zuvor nur „Reich“ hieß. Zum überraschenden Vorstoß einiger Kradschützen dieser Division unter Führung von SS-Hauptsturmführer Fritz Klingenberg nach Belgrad bemerkt der Autor, die Propaganda-Berichte darüber hätten sich auf einen „vorgeblichen Augenzeugen“ gestützt, und zwar den deutschen Gesandten in Belgrad (S. 221). Dabei existierte dieser Augenzeuge nicht nur vorgeblich, sondern tatsächlich. Dies geht aus einem Bericht hervor, den der deutsche Militärattaché, Oberst Rudolf Toussaint, wenige Stunden nach Eintreffen der Kradschützen in Belgrad verfasste.¹¹ Darin heißt es auch, dass Klingenberg nicht nur, wie Lehnhardt schreibt, „bei der Entgegennahme der Kapitulation“ von Belgrad „zugegen war“, weil sein Trupp als Erster die Stadt erreichte (S. 407). Klingenberg nötigte den Bürgermeister Belgrads vielmehr zur Übergabe der serbischen Hauptstadt, obwohl er nur mit einem Dutzend Soldaten in diese eingerückt war. Diese aufsehenerregende Tat wurde dann von der deutschen Propaganda weidlich ausgeschlachtet.

Demjansk 1942: Lehnhardt schreibt, der Beitrag der SS-Division „Totenkopf“ bei den Kämpfen im Kessel von Demjansk sei „keineswegs so entscheidend gewesen, wie nach dem Krieg immer behauptet“ wurde (S. 431). Seine Kritik richtet sich gegen die Divisionsgeschichte von Charles Sydnor, in der die Division „Totenkopf“ als Eckpfeiler der Verteidigung des Kessels von Demjansk dargestellt wird.¹² Quelle seiner kritischen Aussage ist die Studie von Franz Josef Merkl über SS-Gruppenführer Max Simon, auf dessen „neueste Erkenntnisse darüber“ Lehnhardt verweist (S. 431, Anm. 1097).¹³ Eine Prüfung der Darstellung von Merkl ergibt jedoch, dass es sich ganz und gar nicht um neue Erkenntnisse handelt. Merkl stützt seine Relativierung des Anteils der SS-Division „Totenkopf“ lediglich auf

10 Joachim Baschin, *Der Panzerkampfwagen 35 (t)*, Friedland 2001, S. 136–141.

11 Der Bericht findet sich in der Personalakte von Fritz Klingenberg. Kopie in: National Archives and Records Administration, Abteilung College Park, Maryland (Archives II), A3343, SSO-180A.

12 Charles W. Sydnor, *Soldaten des Todes. Die 3. SS-Division „Totenkopf“ 1933–1945*, 4. Auflage Paderborn 2005, S. 175–210.

13 Franz Josef Merkl, *General Simon. Lebensgeschichten eines SS-Führers*, Augsburg 2010, S. 201–205.

zwei Bücher, und zwar „Demjansk“ von Werner Haupt und die Memoiren des Generals Walther von Seydlitz.¹⁴ Haupts „Standardwerk“ (Merkel) ist jedoch eine populärwissenschaftliche Darstellung, die bereits 1961 erschien, also zu einer Zeit, in der die Waffen-SS in der deutschen Kriegsliteratur noch völlig marginalisiert wurde, wie Lehnhardt selbst feststellt (S. 501–509). Und auch darauf, dass die Wehrmachtgeneralität in ihren Memoiren den Kampfwert der SS-Verbände durchweg relativierte, hat der Autor selbst hingewiesen (S. 495–500).

Charkow 1943: Lehnhardt schreibt, „die in der NS-Propaganda groß herausgestellte Wiedereroberung von Charkow Anfang 1943“ sei „entsprechend dem Willen Hitlers der Waffen-SS zugeschrieben worden“ (S. 446). Allerdings handelte es sich in der Realität nicht um eine willkürliche Zuschreibung, und die Kommandobehörden des Heeres an der Front sahen das nicht anders als Hitler. Am 14. März 1943 vermerkte das Kriegstagebuch des Panzerarmee-Oberkommandos 4 über die Wiedereroberung von Charkow: „Das Hauptverdienst an diesem weithin sichtbaren, schönen Erfolg hat die Leibstandarte ‚Adolf Hitler‘, deren vorzüglicher Haltung Dank und Anerkennung zu zollen ist.“¹⁵

Kursk 1943: Der Autor schreibt, während des Angriffs auf Kursk habe die Presse „immer wieder und fast gleichlautend eine entscheidende Rolle der Waffen-SS in dieser Schlacht behauptet [sic!]“ (S. 448). Das II. SS-Panzerkorps bildete aber tatsächlich den Schwerpunkt der südlichen Angriffskräfte und konnte von allen am Angriff auf Kursk beteiligten Verbänden die größten Erfolge erringen.¹⁶

Normandie 1944: Mit Verweis auf eine Aussage von Jean-Luc Leleu zweifelt Lehnhardt den hohen Kampfwert der 12. SS-Panzerdivision „Hitlerjugend“ an, der in der SS-Propaganda und in der Forschung immer wieder herausgestellt wurde (S. 477). Eine jüngere Untersuchung von Peter Lieb hat aber gezeigt, dass die Division „Hitlerjugend“ in der Normandie nicht nur zu den am besten ausgerüsteten deutschen Verbänden gehörte, sondern auch laut Urteil deutscher Heeres-Generäle und britischer Einschätzungen unzweifelhaft eine der kampfstärksten deutschen Divisionen war.¹⁷

Ardennen 1944: Die Ardennenoffensive war nicht, wie Lehnhardt meint, die „letzte große deutsche Offensive“ (S. 489). Hier hat er die Plattensecoffensive im März 1945 (Operation „Frühlingserwachen“) übersehen, bei der die Waffen-SS die zentrale Rolle spielte.¹⁸

14 Werner Haupt, *Demjansk 1942. Ein Bollwerk im Osten*, 2. Auflage Bad Nauheim 1963; Walther von Seydlitz, *Stalingrad. Konflikt und Konsequenz*, Hamburg 1977.

15 National Archives and Records Administration (wie oben), T-313, R. 365, F. 8650415.

16 Roman Töppel, *Waffen-SS und Wehrmacht in der Schlacht bei Kursk. Ein Vergleich im operativen Einsatz*. In: Jan Erik Schulte/Peter Lieb/Bernd Wegner (Hg.), *Die Waffen-SS. Neue Forschungen*, Paderborn 2014, S. 317–335, hier 323; ders., *Kursk 1943. Die größte Schlacht des Zweiten Weltkriegs*, 2. Auflage Paderborn 2017, S. 159–169.

17 Peter Lieb, *Militärische Elite? Die Panzerdivisionen von Waffen-SS und Wehrmacht in der Normandie 1944 im Vergleich*. In: Schulte/Lieb/Wegner (Hg.), *Die Waffen-SS*, S. 336–353, hier 338, 347 f.

18 Krisztián Ungváry, *Kriegsschauplatz Ungarn*. In: Karl-Heinz Frieser (Hg.), *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Band 8, München 2007, S. 849–958, hier 930–943.

6. *Vergleiche mit der Wehrmacht-Propaganda*: Die fast ausschließliche Betrachtung der Waffen-SS, die auch die Studie von Jean-Luc Leleu prägt, wirft beim Leser immer wieder die Frage auf: War das bei der Wehrmacht anders? In der vorliegenden Arbeit bleibt weitgehend unklar, worin sich die SS-Propaganda von jener der Wehrmacht unterschied. Dabei zeigt schon ein recht oberflächlicher Vergleich, dass die Abweichungen offenbar gering waren. Der Autor weist etwa darauf hin, dass die SS-PK immer wieder auf Tugenden der SS-Soldaten wie „Härte gegen sich selbst“, „unbedingte Pflichterfüllung“, „Treu“, „keine Rücksicht auf ihr eigenes Leben“ und „eine ausgesprochene Todesverachtung“ hingewiesen habe (S. 374 f., 380). Doch waren dies keine SS-typischen Imperative; diese Pflichtgebote wurden selbstverständlich auch bei der Wehrmacht propagiert.

An einer Stelle zitiert Lehnhardt aus einem zeitgenössischen Artikel über die Waffen-SS, in dem vom Leuchten der „hellen Augen“ der Soldaten die Rede ist. Der Autor schließt daraus auf „rassische“ Merkmale, die den „Ariern“ zugewiesen worden seien (S. 380). Das mag sein, aber solche Beispiele lassen sich in noch größerer Deutlichkeit ebenso leicht in Propaganda-Erzeugnissen der Wehrmacht finden. So heißt es beispielsweise in einem vom OKW 1943 herausgegebenen Bildband: „Die Bilder zeigen die vom Führer geschaffene nationalsozialistische deutsche Wehrmacht im vorbildlichen Zusammenwirken aller Waffen und aller Wehrmachtteile, zeigen sie als untrennbare Gesamtheit.“ Allen Gesichtern der abgebildeten Soldaten „gemeinsam ist die Helligkeit einer überlegenen Rasse und das Leuchten einer unerschütterlichen Zuversicht“.¹⁹ Und auch die „mythischen Heldengeschichten“, deren Präsenz Lehnhardt in der SS-Propaganda festgestellt hat, finden sich genauso bei der Wehrmacht – erinnert sei nur an die Darstellung des Untergangs der 6. Armee in Stalingrad.

Das „primäre Ziel dieser Arbeit“, so Lehnhardt, sei die Darstellung, „von wem, nach welchen Leitbildern, unter welchen Umständen und in welcher Weise die Waffen-SS in der NS-Propaganda dargestellt worden ist“ (S. 494). Dieses Ziel hat der Autor zweifellos erreicht. Wünschenswert wären allerdings auch ein genauerer Vergleich mit der Öffentlichkeitsarbeit der Wehrmacht und damit eine bessere Einordnung in den Gesamtkontext der NS-Propaganda gewesen.

Roman Töppel, Schellingstraße 67, 80799 München.

19 Fritz Kempe, *Das Gesicht des deutschen Soldaten*. Hg. vom Oberkommando der Wehrmacht, Berlin 1943, S. [95 f.].



Daniel Bultmann, Kambodscha unter den Roten Khmer. Die Erschaffung des perfekten Sozialisten, Paderborn 2017 (Ferdinand Schöningh), 265 S.

Man hat der Terrorherrschaft der Roten Khmer ab 1975 in Kambodscha, der etwa ein Viertel der kambodschanischen Bevölkerung zum Opfer fiel, in der Forschung bisher merkwürdig wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Und in einer breiteren Öffentlichkeit ist kaum mehr als das Schlagwort vom archaischen „Steinzeitkommunismus“ bezüglich des Regimes bekannt, ein Schlagwort, das der Autor für ganz irreführend hält. Seine Arbeit soll vielmehr eine Gegenthese stützen: Dass die Herrschaft

der Roten Khmer, „ihre Ideologie, ihr Gewaltapparat, ihr von chinesischen Lagern inspiriertes Gefängnisssystem auf beklemmende Weise vor allem eines gewesen ist: von einer grundlegenden Modernität. „Die Gewalt [entsprang] [...] dem unerbittlichen Versuch der Durchsetzung eines ordnungskonformen Denkens und Handelns aller Untertanen“ (S. 8). Schon diese knappe Skizzierung seiner Gegenthese verweist freilich auf das grundlegende Manko der Arbeit: Der Autor hält „Ordnungskonformität“ und alle Attribute, die dazugehören – einen das Denken und Fühlen der Beherrschten einschließenden Egalitätswahn; eine genau geplante kollektivistische Massenproduktion mit dem Ziel exakter Messbarkeit von Arbeitseinsatz und Erträgen; die Abschaffung traditioneller Familienstrukturen durch ein System staatlich arrangierter Ehen; und den horrenden Gewalteininsatz gegen alle möglichen Widerstände etc. – für Charakteristika von „Modernität“.

Aber welche Art von Modernität er nun eigentlich meint – sein Modernitätsbegriff selbst also – bleibt dabei ganz vage. Eine auf das 20. Jahrhundert begrenzte? Eine spezifisch neuzeitliche? Oder jene „Kryptomodernität“, die sich auch in vormodernen Sozialverhältnissen immer wieder in Versuchen zur „Schaffung neuer Menschen“ geäußert hat? Jedenfalls sind Ordnungskonformität, Berechenbarkeit und Egalitätswahn keine Merkmale des 20. Jahrhunderts, sondern konstitutive Elemente aller utopischen Entwürfe ab der frühen Neuzeit (man denke nur an Thomas Morus’ „Utopia“, Campanellas „Sonnenstaat“, Francis Bacons „Nova Atlantis“), und sie finden sich ebenso schon in vollständig entwickelter Form in Platons Idealstaat. Die „Ordnungskonformität“, die sich in derartigen utopischen Gesellschaftsmodellen zeigt, mag zwar als „modern“ (im weitesten Sinne) bezeichnet werden, aber dabei darf dann nicht unterschlagen werden, dass diese Art „modernen“ Denkens selbst starke regressiv-archaische Züge aufweist und letztlich der Angst entspringt – der Angst vor der nie gänzlich domestizierbaren Triebnatur des Menschen. Vor derartigem Hintergrund lässt sich die Rede vom „Steinzeitkommunismus“ der Roten Khmer durchaus aufrechterhalten.

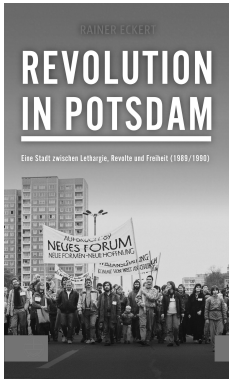
Abgesehen von diesem grundlegenden theoretischen Defizit und manchen sprachlich-grammatikalischen Fehlern handelt es sich bei vorliegender Studie um ein informatives Werk, das einen guten Überblick über den Gesamtkontext dieses singulären Terrorerperiments gibt. Zunächst werden die historischen Wurzeln der Roten-Khmer-Ideologie ausführlich beschrieben – ihre antikolonialistischen und antivietnamesischen Ursprünge und ihre Verknüpfung mit dem dem Pariser Exil entstammenden Primitivmarxismus der kambodschanischen Intellektuellengruppe um „Pol Pot“, dem späteren „Bruder Nr. 1“. Dabei wird – so ein das ganze Buch durchziehender Grundgedanke – aufgezeigt, dass diese Ideologie als Synthese eines strikt ethnonationalistischen Konzepts von einer wiederzugewinnenden „rassischen“ Reinheit samt ökonomisch-politischer Autarkie und eines marxistisch inspirierten Kommunismusmodells angesehen werden muss (vgl. z. B. S. 79), in dem der Landbevölkerung das Privileg eines höheren Ranges vor der Stadtbevölkerung zugesprochen wurde. Letztere sei ein weitgehend „verdorbenes neues Volk“, während erstere das „Basisvolk“ bilde; jenes „Volksmaterial“, aus dem unter Führung von „Angkar“ – der Herrschaftselite der Roten Khmer – das ideologische Reinheits- und Egalitätsideal durch eine entsprechende Herrschaftspraxis herausdestilliert werden könne.

Der Autor beschreibt gut den weltpolitischen und regionalen Kontext, der die Machtübernahme der Roten Khmer 1975 ermöglichte – den „Kalten Krieg“ und den amerikanischen Vietnamkrieg, in dem durch Dauerbombardements in Kambodscha Nachschubwege des Vietkong zerstört werden sollten. Auch die Terrorspezifitäten dieses kaum vorstellbaren „steinzeitkommunistischen“ Sozialexperiments und seines Scheiterns sind neu recherchiert und eindringlich dargestellt: die Vertreibung der Stadtbevölkerung; die vollständige Enteignung aller; das System der Zwangsarbeit und der Gefängnisse; die Zerstörung der Familien und die Rekrutierung von Mitgliedern der Gewaltapparate aus Minderjährigen; der Versuch vollständiger Gleichschaltung des Denkens durch neue Sprachformen und Techniken der Selbstkritik; das Scheitern der planwirtschaftlichen Vorgaben, das man – wie im Stalinismus und maoistischen China – ausschließlich auf „Verrat“ und „Sabotage“ zurückführte; die Terrordynamik, die sich – ebenfalls wie im Stalinismus – bis in die höchsten Spitzen des Machtapparates hinein fraß und der hinter dem „Bruder Nr. 1“ reihenweise minderrangige „Brüder“ zum Opfer fielen.

Aber der Terror hatte die gesamte Gesellschaft und den Machtapparat so sehr ausgehöhlt, dass das Rote-Khmer-System gegen die vietnamesische Invasion 1979 keinen Widerstand mehr mobilisieren konnte und im kambodschanischen Kernland rasch zerfiel. Was aber wenig bekannt ist: Die Rote-Khmer-Herrschaft bekam nach ihrer Zerschlagung ein „zweites Leben“ (S. 172–194), und zwar in den Lagern an der thailändischen Grenze; ein „zweites Leben“, das endgültig erst im Jahre 1999 erlosch. Dieses „zweite Leben“ in den von der UNO versorgten Lagern genau untersucht zu haben, ist eines der größten Verdienste des Autors, der auch daran erinnert, dass die Roten Khmer bis 1991 von den USA und China – nachdem ihre genozidalen Praktiken längst bekannt waren – als

„einzig legitime Regierung“ Kambodschas (S. 172) gehandelt wurden. Auch bei vielen – der „68er“-Revolte entstammenden – deutschen „Linken“ hat das Bekanntwerden von Einzelheiten ihrer Terrorherrschaft zu keinen nennenswerten Prestigeeinbußen bezüglich dieser „antikolonialistischen Steinzeitkommunisten“ geführt, wie der Autor an manchen Beispielen illustriert. Dass er deshalb eine neue „Aufarbeitung“ anmahnt, ist ein zwar löblicher, aber doch wohl folgenlos bleibender Wunsch.

Friedrich Pohlmann, Brombergstr. 8A, 79102 Freiburg.



Rainer Eckert, Revolution in Potsdam. Eine Stadt zwischen Lethargie, Revolte und Freiheit (1989/90), Leipzig 2017 (Evangelische Verlagsanstalt), 456 S.

Die Herbstrevolution in Potsdam stand von Anbeginn im Fokus medialer Aufmerksamkeit. Die Suche nach Erklärungen über das Geheime trug schon Früchte, bevor das Land Brandenburg im Oktober 1990 wieder entstand. Ursächlich war das Bedürfnis, das Wissen der DDR-Staatsicherheit über die Potsdamer Bürgerbewegung in Erfahrung zu bringen. Nachdem in Berlin bereits im Frühjahr 1990 Informationen der Zentralen Auswertungs- und Informationsgruppe des Ministeriums für Staatssicherheit aus dem Jahre 1989 von Armin Mitter und Stefan Wolle unter dem Titel „Ich liebe euch doch alle“ in drei Auflagen mit insgesamt 200 000 Exemplaren publiziert wurden,¹ griffen die Physiker Rudolf Tschäpe (1943–2002) und Reinhard Meinel die Idee auf und führten den Beschluss des Runden Tisches des Bezirkes Potsdam herbei, ein analoges Produkt zu erstellen. Das Ergebnis erschien unter dem Titel „Mit tschekistischem Gruß“.² Das darin angelegte Erzählmuster war grundlegend für weitere Publikationen zum Thema. Daran orientierte sich zehn Jahre später auch die Textsammlung „Widerstand in Potsdam 1945–1989“, an der abermals Thomas Wernicke mitwirkte, zusammen mit Sigrid Grabner und Hendrik Röder.³ Darin enthalten war der Versuch, Entwicklungsstränge an Dokumenten entlang herauszufiltern. Und 2017 nun erschienen gleich zwei Bän-

-
- 1 Armin Mitter/Stefan Wolle (Hg.), *Ich liebe euch doch alle! Befehle und Lageberichte des MfS, Januar–November 1989*, Berlin 1990.
 - 2 Vgl. Reinhard Meinel/Thomas Wernicke (Hg.), *„Mit tschekistischem Gruß“*. Berichte der Bezirksverwaltung für Staatssicherheit Potsdam 1989, Potsdam 1990.
 - 3 Vgl. Sigrid Grabner/Hendrik Röder/Thomas Wernicke, *Widerstand in Potsdam 1945–1989*, Berlin 1999.

de. Zum einen „Im Riss zweier Epochen“⁴ und eben der Band des Historikers Rainer Eckert, in dem er bei der Beschreibung des Forschungsstandes schon eingangs auf „eine vielfältige allgemeine Literaturbasis“ verweist (S. 34).

Angesichts eines bereits beachtlich erschlossenen Forschungsfeldes unternimmt Rainer Eckert erstmals den Versuch, die Ereignisse während der Herbstrevolution in Potsdam unter Einbeziehung von personenzentrierten Materialien der Staatssicherheit zu erzählen. Dabei handelt es sich um Beobachtungs- und Verfolgungsakten wie die „Operativen Personenkontrollen“ und „Operativen Vorgängen“ (S. 38), von denen er 26 heranzog, sowie ebenso viele von „inoffiziellen Mitarbeitern“ (S. 429f.). Diese Unterlagen sind unterdessen zu historischen Quellen geronnen und enthalten zwar die Sichtweisen des Repressionsapparates MfS, aber auch Dokumente der „Provinz-Eckermänner“, benannt nach dem Dichter Johann Peter Eckermann (1792–1854), der Gespräche mit Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) notiert hatte. Bei der Auswahl unter den Vorgängen irritieren jene, die keinen Eingang in die höchst lesenswerte Untersuchung Eckerts gefunden haben, wie etwa die von Dr. Bernd Reuter, der in den Unterlagen als IM „Walter“ ausgewiesen wurde. Immerhin handelte es sich bei ihm um eine der Schlüsselpersonen im „Neuen Forum“ schlechthin, wie auch Rainer Eckert feststellt (S. 271, 335 und 364), und der zu den wenigen Abgeordneten gehörte, die die Bürgerbewegung im Landtag Brandenburg vertreten haben (S. 413).

Die Einblendung der personenbezogenen Stasi-Unterlagen erlaubt Rainer Eckert die Beschreibung eines dichten, faktengesättigten Bildes der Opposition in Potsdam. Indem er – wesentlich auf Basis der bereits bekannten Informationen der Staatssicherheit, jedoch nun verschränkt mit den Parteiberichten – die Stimmungslage, das Aufkeimen des Aufruhrs beschreibt (S. 41–134), erfasst er das subkulturelle Milieu in den unterschiedlichsten Facetten. Das reicht von den „Anti-Skinheads“ (S. 138–148), über „Argus“ (S. 149–164) und bald einem weiteren Dutzend Szenarien bis hin zu den „Skinheads, Punks, Gruffis und Heavy-Metal-Fans“ (S. 205–222). Die unangepasste Seite Potsdams war offenkundig vielfarbig.

Auf diesem so ausgebreiteten, gärenden Humus baut Rainer Eckert in drei Kapiteln das eigentliche Thema des Buches, die Geschichte der Herbstrevolution, auf. Auf drei Dutzend Seiten skizziert er den „Weg“ zur Revolution (S. 223–260), dann die Revolution selbst mit ihren vertrauten Ereignissen (S. 261–308), um in der Folge die „Entwicklung“ der Revolution zu beschreiben, deren Abschluss er in der Gründung des Landes Brandenburg und den Landtagswahlen sieht (S. 403–413). Im Ergebnis ermittelt er den eigentlichen Beginn der Opposition in Potsdam im Jahre 1987, wobei die verschiedenen Milieus freilich

4 Jutta Braun/Peter-Ulrich Weiß, *Im Riss zweier Epochen. Potsdam in den 1980er und frühen 1990er Jahren*, Berlin 2017.

miteinander korrespondierten und sich dadurch beförderten. Das Bild von den oftmals als Kristallisationskern für die Opposition geehrten protestantischen Kirchen relativiert Eckert, wenn er „nur“ von „einigen evangelischen Kirchen und Gemeinderäumen“ spricht, die „ein Schutzschild der oppositionellen Basisgruppen“ darstellten (S. 415). Wie andernorts waren in Potsdam „nur wenige Persönlichkeiten“ (er schätzt sie auf rund 20) herausragend für die Opposition. Von denen war nach der Revolution nur noch „teilweise“ etwas zu sehen (ebd.). Die Staatssicherheit war über diese Szenerie „überraschend gut“ unterrichtet (S. 416), auch als die Opposition in Potsdam am 7. Oktober 1989 einen „ersten Höhepunkt“ erlebte, wobei er als maßgebend das „Neue Forum“ ansieht. Das jedoch verlor rasch an Bedeutung und wurde durch die Sozialdemokratie abgelöst, ein „Führungswechsel“, der bereits im Dezember 1989 „deutlich zu erkennen“ gewesen sei (S. 418).

Weitere Forschungen werden sicherlich die Rolle der Liberaldemokratischen Partei Deutschlands, deren Mitglied immerhin Matthias Platzeck war, ebenso in Augenschein nehmen müssen wie die Rolle der beiden sowjetischen Nachrichtendienste in Potsdam, deren in Anspruch genommene Protagonisten in Sicherungsvorgängen der Staatssicherheit verzeichnet sein werden. Ohne diese Erzählung dürfte die „Revolution in Potsdam“ noch keineswegs zu Ende beschrieben sein. Rainer Eckert legt mit seiner Studie einen wichtigen, weiterführenden Beitrag über die „Revolution in Potsdam“ vor.

Helmut Müller-Enbergs, Syddansk Universitet (Odense/Dänemark).



Ruud Koopmans, Assimilation oder Multikulturalismus? Bedingungen gelungener Integration, Berlin 2017 (LIT-Verlag), 270 S.

Es liegt ein Buch sachlicher, empirisch solider und überzeugender soziologischer Aufklärung der politischen Irrtümer und der Unhaltbarkeit der ideologischen Luftschlösser des „Multikulturalismus“ in westlichen Gesellschaften vor. Dabei wird überzeugend dargelegt, dass ein bestimmtes Maß an kultureller Assimilation von außereuropäischen Migranten eine notwendige Bedingung gelingender sozialer Integration darstellt. Gleichsam als Kehrseite davon werden das bedenkliche Ausmaß und die fremdenfeindlichen Bedrohungsaspekte des islamischen Fundamentalismus unter den Muslimen in westlichen Gesellschaften empirisch fundiert aufgezeigt.

Der Band weist in seinem Aufbau eine für das bessere Verständnis seiner zentralen Argumente und Befunde durchaus günstige Doppelstruktur auf. Man kann auch sagen, der Band besteht, neben der aufschlussreichen Einführung,

die gleichsam den Gesamtbau zusammenhält, aus zwei „Stockwerken“: einem ersten Teil mit sechs kürzeren, eher essayistisch entwickelten und thesenförmig zugespitzten diskursiven Beiträgen und einem zweiten Teil, der die aufgestellten Hypothesen, denen man in anderer Form bereits im ersten Teil vielfach begegnet, nicht nur fachwissenschaftlich anspruchsvoll begründet, sondern auch eingehendere methodische Erwägungen zu den Stichprobenverfahren der vergleichenden Untersuchungen, zu den gewählten Operationalisierungen und den definierten Variablen und Indikatoren wie auch gut nachvollziehbare Erläuterungen zu den geprüften Strukturmodellen und multivariaten Auswertungsverfahren vorstellt. Entsprechend umsichtig dargelegt wirken die dadurch ermöglichten Hypothesenprüfungen und die entsprechenden Interpretationen und Folgerungen.

In der „Einführung“ wird in einem biografischen Rückblick gezeigt, wie der Autor, ein niederländischer Sozialwissenschaftler, selbst zunächst im intellektuellen Selbstverständnis seiner Zeit befangen, von der Überlegenheit des „Multikulturalismus“, wie er in den Niederlanden oder auch in Belgien und Schweden seinerzeit zum politischen Credo und vorherrschenden Zeitgeist gehörte, überzeugt war und erst durch seine eigenen soziologischen Untersuchungen und empirischen Befunde zu anderen Einsichten gelangte. Die Einführung enthält zugleich nützliche Hinweise darauf, wie die einzelnen Beiträge des ersten und des zweiten Teils des Buches aufeinander bezogen sind.

Der „Multikulturalismus“ wird als ein weitreichendes Entgegenkommen der Aufnahmegesellschaft den kulturellen Besonderheiten und Anliegen der Angehörigen von Einwanderungsminderheiten gegenüber verstanden, etwa durch die Benutzung der Herkunftssprachen im Schulunterricht oder eigene Schulen, die uneingeschränkte Ermöglichung religiöser Gebräuche (z. B. islamische Bestattungen ohne Sarg innerhalb eines Tages, Halal-Schächtung), die häufige oder ausschließliche Benutzung der Massenmedien des Herkunftslandes, die Gewährung des kommunalen Wahlrechts, rasche Einbürgerungen auch ohne Kenntnisse der Landessprache, doppelte Staatsbürgerschaften usw. „Assimilation“ wird vom Autor indes nicht als ideologischer Begriff, sondern als sozialwissenschaftlich relativ einfach operationalisierbarer Vorgang des „Sich-Aneignens der Sprache, Umgangsformen und sozialen Normen des Einwanderungslandes und die soziale Vermischung mit der Mehrheitsgesellschaft“ (S. 17) verstanden. Kulturelle Assimilation bedeutet dabei keineswegs notwendig eine Aufgabe der Herkunftskultur oder eigenen Religion.

Nun lautet eine zentrale These, dass „soziale Integration“, gemessen in den Dimensionen der Beschäftigung, Arbeitslosigkeit, des Bildungserfolges, des Einkommens, des Wohnens usw. nicht ohne ein gewisses Maß an kultureller Assimilation erfolgreich verlaufen kann. Dies zeigen insbesondere auch komparative Analysen, in denen Gesellschaften mit einer (zeitweilig) ausgeprägten multikulturellen Ausrichtung wie die Niederlande, Belgien oder Schweden im Hinblick auf die Erwerbsbeteiligung (insbesondere der Frauen) und die Arbeitslosigkeit deutlich schlechter als kontinentaleuropäische Gesellschaften mit einer geringeren Inklusionstendenz wie die Österreichs, Deutschlands oder die

der Schweiz oder auch wie angelsächsische Gesellschaften wie Großbritannien, die USA oder Kanada abschneiden. Als eine weitere entscheidende Variable im Hinblick auf die soziale und insbesondere die ökonomische Integration wird das Niveau der wohlfahrtsstaatlichen Absicherungen und Leistungen angesehen. Je weiter der Wohlfahrtsstaat ausgebaut ist, desto geringer ist die Notwendigkeit zur kulturellen Anpassung und ökonomischen Eingliederung und desto weniger erfolgreich erscheint der Stand der sozialen Integration. Umfassende wohlfahrtsstaatliche Absicherungen und eine weitgehende „multikulturelle“ Politik im Hinblick auf Einbürgerungsbedingungen, religiöse Praktiken, kulturelle Minderheitenrechte in öffentlichen Einrichtungen, politische Vertretungsrechte und gruppenbezogene Förderungsmaßnahmen (S. 120) wirken sich eher ungünstig auf die Arbeitsmarktintegration wie auch auf die Segregation im Wohnbereich und die Kriminalität (etwa gemessen am überproportionalen Migrantenanteil an Strafgefangenen) aus, während die multivariaten Analysen zugleich zeigten, dass sich der ideologisch immer wieder hervorgehobene Faktor der (subjektiv empfundenen) Diskriminierung in nahezu keinem Betrachtungszusammenhang als statistisch signifikant erwies. Auch konnte durch passende empirische Analysen nachgewiesen werden, dass die kausale Richtung der Erklärungen von den kulturellen Faktoren der Assimilation zu einer besseren sozioökonomischen Integration und nicht umgekehrt verläuft (S. 99–104).

Einen zweiten international und religionsvergleichend analysierten Problemkomplex bildete der „religiöse Fundamentalismus“. Dieser wurde mithilfe von drei Fragen operationalisiert, die sich auf die fundamentale Bedeutung und strikte Auslegung der jeweiligen heiligen Schriften (Bibel bzw. Koran) wie auch den Vorrang religiöser Regeln vor weltlichen Gesetzen bezogen. Der religiöse Fundamentalismus wurde mit „Fremdgruppenfeindlichkeit“ als einer weiteren abhängigen Variablen verknüpft (S. 168 f.). Als unabhängige Variablen wurden verschiedene christliche und muslimische ethnisch-religiöse Gruppen wie auch das Ausmaß der „religiösen Identifikation“ der einzelnen Befragten betrachtet, während demografische und sozioökonomische Merkmale und die subjektiv wahrgenommene Diskriminierung als intervenierende „Kontrollvariablen“ berücksichtigt wurden. Als wichtige Befunde der vielfältigen und aufschlussreichen Analysen kann u. a. festgehalten werden: „Die Behauptung, dass Fundamentalismus unter Muslimen im Westen ein unwesentliches Phänomen ist, wird von dieser Studie nicht bestätigt. Mehrheiten von bis zu drei Vierteln der muslimischen Befragten bekräftigten, dass Muslime zu den Wurzeln ihrer religiösen Überzeugung zurückkehren sollten, dass es nur eine Interpretation des Koran, die für alle Gläubigen bindend ist, gibt und dass für sie religiöse Regeln wichtiger seien als weltliche Gesetze. Etwas weniger als die Hälfte von ihnen stimmte allen drei Aussagen zu. Es gab jedoch eine Minderheit von fast einem Drittel der Muslime, die alle Aussagen ablehnten oder höchstens einer zustimmten“ (S. 185). Der religiöse Fundamentalismus ist unter den in Westeuropa lebenden Muslimen also weit verbreitet. Besonders bedenklich erscheint dabei, dass von einem großen Teil unter ihnen religiöse Regeln über geltende Rechtsnormen ge-

stellt werden. Sozioökonomisch marginalisierte muslimische Bevölkerungsgruppen neigen überproportional stark fundamentalistischen Haltungen zu. Religiöser Fundamentalismus hängt zudem deutlich mit „Fremdgruppenfeindlichkeit“, etwa Homophobie und Antisemitismus, und in geringerem Maße auch mit Gewaltbereitschaft oder Unterstützung religiös motivierter Gewalt zusammen. Nur bedingt lässt sich indes ein Zusammenhang zwischen Glaubensintensität und religiösem Fundamentalismus erkennen. Auch spricht bei Kontrolle anderer Einflussfaktoren in der empirischen Analyse nur wenig dafür, dass subjektiv wahrgenommene Diskriminierungen einen Hauptgrund des religiösen Fundamentalismus im Westen bilden, dass es sich also gleichsam um ein „reaktives“ Phänomen handelt.

In einem dritten Problemzusammenhang wird unter anderem das paradoxe Phänomen diskutiert, dass gegenwärtig zwar Minderheitenrechte stark betont und geschützt werden, dass dabei allerdings Mehrheitsrechte weitgehend unberücksichtigt bleiben. Zutreffend wird darauf hingewiesen, dass es notwendig erscheint, zwischen den kulturellen Rechten eingeborener Völker und autochthoner Minderheiten einerseits und von Zuwanderungsminderheiten andererseits, die in der Regel freiwillig in eine bestehende, politisch und kulturell bereits formierte Gesellschaft kommen, zu unterscheiden. Von Zuwanderungsminderheiten muss die Bereitschaft einer gewissen kulturellen Assimilation als Bedingung einer gelungenen sozialen Integration zu Recht erwartet werden. Bei der Vernachlässigung der Interessen und Belange von Mehrheitsbevölkerungen wiederum sollte nicht übersehen werden, dass gerade kleine Völker in nationalstaatlich verfassten Gesellschaften unter den Bedingungen der Globalisierung in ihrer kulturellen Identität durchaus ähnlich wie Minderheiten bedroht erscheinen können und daher auch für sie entsprechende „legitime“ kulturelle Rechte explizit zu fordern sind.

Die wenigen Anmerkungen und Hervorhebungen dieser Rezension sollten gezeigt haben, dass es sich um ein durchaus gegen den vorherrschenden intellektuellen Zeitgeist und sozialwissenschaftlichen Mainstream geschriebenes, empirisch gründlich fundiertes und zugleich gut lesbares Buch handelt, das im besten Sinn des Wortes aufklärend wirkt und das damit auch entsprechend politisch relevant erscheint.

Anton Sterbling, Hochschule der Sächsischen Polizei (FH), Rothenburg/O. L.